

Ken Burns' neuer Film „The Vietnam War“, der jetzt vom nicht kommerziellen amerikanischen Sender PBS und von Arte ausgestrahlt wird, beginnt mit der ruhigen Stimme eines Kriegsveteranen, der berichtet, dass auch 20 Jahre nach dem Ende dieses Krieges nicht darüber gesprochen wurde. Er habe mit seiner Frau in einer amerikanischen Kleinstadt gelebt; und nur weil sie mit der Frau eines Nachbarn sprach, kam heraus, dass jener Nachbar ebenso wie er in Vietnam bei der Marineinfanterie gedient hatte. Dann kommt eine fantastische Szene: Burns lässt historisches Filmmaterial rückwärts laufen. Brennendes Napalm wird aus Dschungelwäldern gelutscht. Bomben fallen nach oben. Ein Gefangener springt auf und ist wieder lebendig, nachdem die Kugel, die ihm in den Kopf geschossen wurde, wieder in den Lauf der Pistole zurückgekehrt ist.

VON HANNES STEIN

Diese Eingangssequenz erweckt den Eindruck, als wolle Burns eine Utopie bebildern: Walter Benjamins Geschichtselter, der bei seinem rückwärtsgewandten Vorwärtsschreiten die Weltgeschichte als einzige Katastrophe sieht, die ihm in Trümmern vor die Füße geschleudert wird, kann durch ein Wunder plötzlich doch anhalten. Er wird nicht mehr hilflos vom Wind des Fortschritts immer weiter vorangetrieben und kann das tun, was dem Filmemacher versagt bleibt: helfen, trösten, das Geschehene ungeschehen machen, die Welt wieder zusammenfügen. Zu dieser Traumsequenz singt allerdings Bob Dylan sein untröstliches Lied vom harten, harten Regen, der einst fallen wird.

Der Filmemacher Ken Burns gehört sozusagen zu den Nationalheiligtümern der Vereinigten Staaten. Er hat Filme über alles Amerikanische (außer über gedeckte Apfeltorte) gedreht: Baseball, die Nationalparks, Jazz. Sein Dokumentarfilm über den amerikanischen Bürgerkrieg, der 1990 von PBS ausgestrahlt wurde, fand 40 Millionen Zuschauer; vor zehn Jahren flimmerte sein Film über den Zweiten Weltkrieg über die Mattscheiben.

Es gibt einen nach ihm benannten „Ken-Burns-Effekt“, den man auf sein iPhone herunterladen kann: Die Kamera streicht langsam über ein historisches Foto, während im Hintergrund Musik läuft oder eine Stimme etwas erzählt. Eine Zeichentrickfigur, die so aussieht wie er – Topffrisur, hageres Gesicht – trat in der Serie „The Simpsons“ auf, und weil Ken Burns Humor hat, hat er jener Zeichentrickfigur, mit der seine volkstümliche Sprechweise veräppelt wurde, mit seiner Originalstimme ausgestattet.

Für seinen Film über den Vietnamkrieg – seine Mitregisseurin dabei war Lynn Novick – hat Burns zehn Jahre gebraucht. Der Film dauert 18 geschlagene Stunden lang. Dem Zuschauer fällt es schwer, sich vom Fernseher loszureißen; und irgendwann kommt unweigerlich der Moment, wo ihm das Herz bricht.

Irgendwann kommt der Moment, da bricht dein Herz

Kann der legendäre Dokumentarfilmer Ken Burns Amerikas schwerste Wunde heilen? Achtzehn Stunden dauert sein Monumentalwerk über den Vietnamkrieg. Nun läuft es auf Arte



Oktober 1966: Zwei amerikanische Soldaten warten auf den Hubschrauber, der einen toten Kameraden ausfliegen soll

Burns hat sich an sein ehernes Prinzip gehalten: Es tritt kein einziger Historiker auf – die historische Einordnung des Geschehens erfolgt durch die Erzählerstimme aus dem Off. Es erzählen nur Zeitzeugen, und zwar schließlich nicht berühmte. Wir bekommen also keinen John McCain zu Gesicht und keinen John Kerry. Auch Wünsche von anderen Berühmtheiten, die gern interviewt werden wollten, wurden angeblich höflich abgelehnt. Stattdessen hat Burns vietnamesischen Zeitzeugen viel Zeit gelassen, ihre Sicht der Dinge darzulegen – und zwar sowohl den Veteranen des Vietcong als auch den Besiegten, die für Südvietnam gekämpft haben.

In einem Interview mit der „New York Times“ hat Burns seiner Hoffnung Ausdruck verliehen, sein Dokumentarfilm könne helfen, eine Nation mit sich selber zu versöhnen, die heillos mit sich selber über Kreuz liegt. Die Ursache für diesen Streit sieht Burns im Vietnamkrieg, der, wie es im Film selber heißt, zu einem „Jahrzehnt der Agonie“ führte: Proteste, Demonstrationen, Studenten, die öffentlich ihre Wehrpässe verbrannten, eine ungeheure Radikalisierung der amerikanischen Gesellschaft.

Der Film wurde sowohl vom (linksliberalen) Rockefeller Brothers Fund als auch vom (konservativen) David H. Koch finanziell gefördert. Trotzdem hat

schon der erste Satz, den der Erzähler in Burns' Film sagt, zu politischen Kontroversen geführt. Jener Satz lautet: „Der Krieg wurde im guten Glauben von anständigen Leuten begonnen und scheiterte 30 Jahre später.“

Linke nehmen daran Anstoß, dass der Vietnamkrieg „im guten Glauben“ begonnen worden sei, außerdem werfen sie Burns eine zu sehr auf Amerika fokussierte Sicht der Dinge vor. Es soll aber auch republikanische Kriegsveteranen geben, die diesen Film schon jetzt ablehnen.

Tatsächlich ist „The Vietnam War“ vollkommen unparteiisch. Und man kann schon in der ersten eineinhalbstündigen Episode viel lernen: Wer hät-

DER FILM IST
TATSÄCHLICH
VOLLKOMMEN
UNPARTEIISCH

Augen zu und durch in die Liebe

Der neue Film von Tom Lass heißt „Blind & hässlich“. Aus dem Plot hätte ein schreckliches Rührstück werden können. Über ein Kinowunder

„Blind & hässlich“ klingt ja erst einmal wie der ausgestreckte Fucksinger überhaupt. Gegen den allgegenwärtigen Gebotsklumpen aus 1. alles sehen müssen, 2. Schönes sehen müssen, 3. ständig gesehen werden müssen und 4. dabei auch noch schön aussehen müssen.

VON COSIMA LUTZ

Dabei ist der Titel einfach bloß eine Feststellung über ein Paar und keine Gesellschaftskritik. Denn in Tom Lass' Film treffen sich nun mal zwei, bei denen es sich ohne tiefenschürfendes Nachdenken von selbst erklärt, dass sie zusammengehören könnten: Der vereinigte Ferdi (Tom Lass) hält sich für hässlich und trifft dann auf die blinde Jona (Naomi Achternbusch, ja, Herberts Tochter), die ihn trotz seines Äußeren mag. Das Wesentliche ist ja für die Augen sowieso unsichtbar und so weiter.

Was hätte aus dieser Konstellation für ein gefälliges Arthouse-Rührstück werden können, inklusive Plakat mit Paar auf Fahrrad, er mit fliehendem Kinn, sie mit wehendem Haar. Bloß wie strickt man daraus einen wilden, lustigen Knaller, der zumindest in seinen ersten beiden Dritteln nicht aufhört zu überraschen? Lass liegt an psychologischen Tiefenbohrungen nichts, und er

hat auf völlig unangestregte Art kein Problem damit, seine Einfälle und Handlungskonstruktionen ins Surreale kippen zu lassen. Komischerweise wirken sie dabei kein bisschen falsch oder übertrieben, sondern eher zart dem Leben (und dem improvisierenden Cast) abgelauscht. So eine Konstruktion ist dann zum Beispiel die Tatsache, dass Jona gar nicht blind ist. Sie tut nur so. Jemandem schöne Augen machen, pah. Jona gibt sich Mühe, besonders schief und nichts sehend auszusehen.

Warum macht ein Mensch das? Lass findet aus den ungefähr null Gründen, die einem selbst einfallen würden, den vielleicht einzig denkbaren, und auch der hat wiederum keinen tieferen, nur einen praktischen Sinn: Jona ist von zu Hause abgehauen und braucht halt ein Zimmer in Berlin. Sie kommt in der Blinden-WG ihrer wirklich blinden Cousine Cécile (zauberhaft: Clara Schramm) unter. Und dazu muss sie glaubhaft die Sehbehinderte spielen.

Parallel zu dieser anfangs noch hinterhältig mit Sozialdrama-Elementen spielenden Geschichte sehen wir, als wäre es ein völlig anderer Film, nämlich ein Horrorfilm, einen ungut verstrubbelten jungen Mann mit irrschattenem Blick ungelenkt durch den Wald staksen. Okay, das muss dann wohl leider der Protagonist sein, zauselt es einem da durch den Kopf.

Er isst einen Regenwurm, umarmt nietscheanisch ein Pferd und fragt quäkend eine Frau, die gerade Holzscheite aufeinanderstapelt: „Willst du mit mir gehen?“, sie rennt in Panik davon. Festnahme in einem Stall, betreutes Wohnen in Berlin, Gruppentherapie. Selbstmordversuch.

Das alles ist so virtuos unordentlich und dabei flüssig erzählt, voller Jumpcuts und Auslassungen dessen, was sonst in sich suhlender Weise auserzählt wird, dass sich ein Kritikerkollege schon zu dem Ruf „Vergesst Godard!“ hat hinreißen lassen. Überhaupt ist der jüngere Bruder von Jakob Lass („Love Steaks“) ein Kritiker- und Publikums-

liebhaber: Schon sein improvisierter Erstring „Papa Gold“ (2009) war unter anderem für den Max-Ophüls-Preis nominiert, „Blind & hässlich“ erhielt beim Filmfest München den Preis des internationalen Kritikerverbands FIPRESCI.

Zu den Surrealisten, die Tom Lass unterwegs aufklaut wie schöne, grotesk geformte Steinchen, gehören: ein auf seine instrumentale Wörtlichkeit heruntergebrochener Blowjob (jugendfrei), Polizisten, die Jona wie mittelmäßige Regisseure vorspielen, wie sie Ferdi die Wahrheit über ihr Sehvermögen mitteilen soll (Regie-Kollege Axel Ranisch und Karin Hanczewski), ein Blindenhund, der zur Reparatur muss wie

ein kaputtes Gerät, und ein Geldautomat, der sich mit Verwandtschaftsverhältnissen auskennt. („Das Konto wurde von Ihrer Mutter gesperrt“, sagt er.)

Dafür lässt Lass andere Leckerchen zur Aufhübschung der Schauwerte links liegen: Mindestens drei Mal kommt es zu Situationen, in denen andere Regisseure nach guter alter dramaturgischer Gewohnheit den guten alten sexuellen Übergriff abgefeiert hätten. Lass hat einfach jedes Mal eine viel bessere Idee. Was nicht heißt, dass es nicht zwischendurch auch brutal wird. Schließlich gibt es da noch jemanden, der sich in Jona verliebt, den cholerischen Clubbesitzer Björn (Dimitri Stapfer).

Ein Berlin-Film ist „Blind & hässlich“ übrigens auch. Und auch da gelingt Lass ein lässiges, aber nicht zu cooles Porträt des Weglassens, trotz der Szenen im Club, der abgeranzten Hauseingänge und der Sonnenuntergänge am Tempelhofer Feld: Berlin ist eben da, aber in einer schütterten, schönen Egalität, die diese Stadt oft für diejenigen ausmacht, die in ihr leben. Dazu passt auch die markante, kontrastreiche Musikauswahl, die zwar bloß illustriert, dabei aber so rau, hart oder süß einem um die Ohren fliegt wie die Geräusch- und Geruchsumtungen in einer voll besetzten Tram.

Wie furchtlos leise aber vor allem Naomi Achternbusch ihre Jona zeich-

te etwa gewusst, dass ein Team der OSS – der Vorgängerorganisation der CIA im Zweiten Weltkrieg – 1945 über den Dschungeln von Vietnam absprang? Dass die Amerikaner damals den kranken Nguyen Sinh Cung, besser bekannt unter seinem Decknamen Ho Chi Minh, wieder hochpöppelten?

Wer hätte gewusst, dass Ho Chi Minh, als er nach dem Zweiten Weltkrieg die Unabhängigkeit von Vietnam verkündete, Thomas Jeffersons „Declaration of Independence“ zitierte – und dass dabei ein Offizier der OSS neben ihm auf der Rednertribüne stand? Allerdings kann man sich fragen, wie viel von der demokratischen Rhetorik ernst gemeint war: Ho Chi Minh war schon damals ein überzeugter Kommunist, ein Agent der Komintern, und der Viet Minh – die vietnamesische Unabhängigkeitsbewegung – wurde längst von Kommunisten kontrolliert und ging gegen Kontrahenten mit unerhörter Grausamkeit vor.

Burns verschließt in seinem Film vor nichts die Augen, was die Amerikaner angerichtet haben; vor keinem Napalm-Angriff, keinem Kriegsverbrechen. Spätestens nach der dritten Folge fragt man sich, warum der Dokumentarfilm eigentlich nicht zu Ende ist: Das Desaster war längst abzusehen. Aber der Film spiegelt auch keineswegs die offizielle vietnamesische Version wider, nach der es sich hier um einen heroischen nationalen Befreiungskrieg gehandelt habe. Der Krieg in Vietnam war – lange bevor die Amerikaner eingriffen – vor allem ein Bürgerkrieg mit verwirrend vielen Mitspielern.

Und alle gingen nicht mit zimperlichen Methoden vor; die Kommunisten hatten die Spezialität, ihre Feinde bei lebendigem Leib einzugraben. In einer Folge des Films berichten zwei nordvietnamesische Veteranen freimütig von der Schlacht von Hue, bei der im Februar 1968 2800 Südvietnamesen, unter ihnen Zivilisten, massakriert wurden – eine kleine Sensation, denn das Regime in Hanoi leugnet dieses Massaker natürlich bis heute.

Am Ende dieses Dokumentarfilms könnte man sich mit kühlem Kopf fragen, was denn der wesentliche Unterschied zwischen dem Vietnamkrieg und anderen, früheren Kriegen der Amerikaner war. Kriegsverbrechen haben amerikanische Soldaten schließlich schon vorher begangen: auf den Philippinen, im Zweiten Weltkrieg, im Koreakrieg. Der Unterschied besteht wohl einfach darin, dass die Amerikaner den Vietnamkrieg mit Pauken und Granaten verloren haben. Über die Frage, ob er theoretisch gewinnbar gewesen wäre, streiten die Experten bis heute.

Seither haben sie keinen einzigen Krieg mehr mit einem klaren Sieg beendet. Vielleicht war Vietnam also der Wendepunkt, der Anfang vom Ende des amerikanischen Zeitalters. Andererseits sind Amerikaner heute nirgendwo auf der Welt so beliebt wie just in Vietnam. Vielleicht lautet die Lehre aus der Geschichte (die man freilich nirgendwo in Burns' ansonsten sehr lehrreichem Film findet), dass Amerikaner, wenn sie geliebt werden wollen, einfach nur noch ein paar Kriege verlieren müssen?



Er isst einen Regenwurm und wird ein Pferd umarmen: Tom Lass ist Ferdi